

Christoph Martin Wieland-Preis 2013:

Laudatio von Werner Koppenfels auf Eike Schönfeld

Liebe Gastgeber, liebe Freunde Wielands und der literarischen Übersetzung, und vor allem, lieber Eike Schönfeld,

ich bin froh und dankbar, daß Sie mich aus einem so schönen Anlaß exakt zum 280. Geburtstag und im 200. Todesjahr von Christoph Martin Wieland nach Biberach eingeladen haben, das ich – zu meiner Schande sei's gestanden – bisher nur aus der Ferne kannte, aus dem Lied von der „Schwäbschen Eisenbahn“, wo es sich auf Durllesbach reimt, und eben als Geburtsort eines unserer sympathischsten Klassiker und wegweisenden Übersetzer. Und das vielfach unterschätzte Metier des Übersetzers, daran sei hier gleich eingangs erinnert, definiert ein anderer Klassiker und Freund Wielands treffend als „eines der wichtigsten und würdigsten Geschäfte in dem allgemeinen Weltwesen“ (Es ist, Sie ahnen es, Goethe, und zwar in einem Brief an Carlyle von 1827). Und wer möchte ihm da widersprechen?

Als Anglist verneige ich mich, das ist *de rigueur*, kurz und tief vor Wieland, der 1761 in seiner Eigenschaft als Direktor des „Evangelischen Komödienwesens“ (aber davon war eben schon die Rede – ich sage es trotzdem noch einmal, denn es war eine literarische Großtat ohnegleichen) seine kunstsinnigen Mitbürger mit einer Aufführung von Shakespeares „Sturm oder der erstaunliche Schiffbruch“ überraschte, die den Beifall der Biberacher fand – seit den englischen Wandertruppen der erste Shakespeare auf einer deutschen Bühne! 22 Dramenübersetzungen aus seiner Feder folgten – eine Sprachleistung, die angesichts fehlender Vorarbeiten und der Aktenfron des Biberacher Ratsherrn und Kanzleiverwalters ans Wunderbare grenzt. Mit besonderer Freude sehe ich heute im Publikum den Fast-Biberacher Frank Günther, der die große Tradition deutscher Shakespeare-Übersetzung in unsere Gegenwart hinein ebenso sprachmächtig wie bühlenwirksam fortsetzt.

Am anderen Ende von Wielands Übersetzerspektrum stehen zwei antike Satiriker, zwei Lieblingsautoren der Aufklärung, die er aus seiner vollendeten Kenntnis ihrer Sprachen ebenso elegant wie ausdrucksvoll übertragen hat. Der eine ist Lukian (über den ich auch ein wenig gearbeitet habe, dabei fleißig die Wielandsche Fassung zitierend), der andere Horaz. Wie wunderbar lockert, ja bereichert Wielands Witz die kompakte Latinität seines Meisters Horaz! Hier findet statt, was literarische Übersetzung idealiter ist: der Dialog zweier Epochen und eigenständiger Autoren.

Jetzt dürfen Sie aber bitte nicht denken, ich würde in hemmungslose Wieland-Schwärmerei verfallen, hätte mein Thema vergessen, oder wollte Ihnen Eike Schönfeld als Wieland unserer Tage präsentieren. Ich sage nur: Shakespeare und Horaz – das sind doch zwei literarische Kontinente im größtmöglichen Abstand voneinander! Wie ein guter Schauspieler hat auch der gute Übersetzer etwas Chamäleonhaftes an sich – er findet seine helle Freude darin, in die unterschiedlichsten, ja gegensätzlichsten Rollen zu schlüpfen. Und das tut Eike Schönfeld in beispielhafter Weise.

Persönlich bin ich ihm erst heute und hier begegnet – zwischen zwei Buchdeckeln waren wir schon einmal beisammen, als ich ein Nachwort zu einem von Wieland hochgeschätzten Roman des 18. Jahrhunderts schreiben durfte, den er für Manesse übersetzt hat: Tom Jones von Henry Fielding, auch dies ein europäischer Lieblingstext der Aufklärung. Die behaglich mäandernde Handlung und die humoristischen Ausschweifungen des Erzählers sind weltweit entfernt von der bitteren Lakonik der happyendlosen Skizzen aus der amerikanischen Kleinstadt anno dazumal, für die Schönfeld heute den Wieland-Übersetzerpreis in Empfang nimmt.

Wenn man sich nur in Auswahl die Verfassernamen zu einigen der unvorstellbar vielen Bücher durch den Kopf und über die Zunge gehen läßt, die Schönfeld in seinem knapp

30jährigen Berufsleben aus dem Englischen und Amerikanischen übertragen hat, wird etwas von der historischen und stilistischen Spannweite seiner Arbeit deutlich: unter den Älteren neben Fielding Charles Darwin, Oscar Wilde, Joseph Conrad, Max Beerbohm und sogar Beatrix Potter, unter den Neueren Katherine Mansfield, Vladimir Nabokov, J.D. Salinger, Saul Bellow, Susan Sontag, Martin Amis, Jonathan Franzen, Richard Yates, Nicholson Baker, Alan Hollinghurst, Jeffrey Eugenides und andere mehr.

Angesichts der Vielzahl. Vielfalt und Qualität dieser Autoren zieht ein nebenberuflicher Übersetzer wie ich, der aus der Universitätsphilologie kommt und sich sogenannten schöngeistigen Gattungen wie Lyrik und Essayistik widmen darf, noch dazu meist aus älteren Epochen, erst einmal ordentlich den Hut – meine zweite Reverenz an diesem Abend.

Aber an Philologie fehlt es wahrhaftig auch Eike Schönfeld nicht, der aus Kurt Tucholskys Rheinsberg stammt, nicht allzuweit von hier, nämlich in Schwäbisch Hall, aufwuchs, in Freiburg Anglistik und Germanistik studiert und über *Oscar Wilde im Zerrspiegel der Parodie* promoviert hat, sicher kein Zufallsthema. Das Studium in England hat er sich, laut Wikipedia, als Barkeeper finanziert – kein schlechtes Training für den späteren Sprachmischer, der für seine verbalen Cocktails ja auch eine ebenso leichte wie sichere Hand braucht. Heute, und seit langem, lebt Eike Schönfeld wieder im hohen Norden, als ‚freier‘ Übersetzer – aber wie frei ist man in dieser Branche?

Aus einer mehrjährigen Tätigkeit am Übersetzerkolleg in Straelen gingen, so vermute ich, u. a. zwei ebenso nützliche wie unterhaltsame Wörterbücher hervor. Das eine trägt den Titel *Alles Easy: Wörterbuch des Neudeutschen*, und nimmt sich liebevoll, mit viel definitorischem Witz, der wichtiguerischen Anglizismen an, die in unserer unter Spaßzwang und Werbegeglitzer leidenden Gegenwartssprache bekanntlich Legion sind. Das zweite, mit einigen Kollegen herausgegebene, heißt *Black English*, und ist nicht nur für Amerikanisten eine sprachliche Fundgrube. Hier erfährt man beispielsweise, daß *auntjemimablack* soviel bedeutet wie „very black psychologically“ (also: tiefschwarz in psychologischer Hinsicht – aber was mag das wieder bedeuten?) oder daß *to shoot the shit* soviel heißt wie „to talk for the sake of talking“ (was ich hier definitiv nicht tue).

Leider ist dieses Lexikon einsprachig, sonst wäre es ein Stück übersetzerische Utopie, denn nichts, nicht einmal Cockney oder Dialekte, überträgt sich so schwer wie das Schwarze Englisch. Das kommt nun gottseidank in dem modernen Klassiker, für dessen Übertragung Eike Schönfeld hier geehrt wird, nicht vor. Aber die berüchtigt depressiven Geschichten aus dem Leben einer Kleinstadt in Ohio, wie sie der Untertitel zu Sherwood Andersons *Winesburg, Ohio* nennt, bergen andere Übersetzungsprobleme. Das Buch erschien 1919, und man spürt, daß der Schatten des Weltkriegs auf ihm liegt.

Die zwanzig miteinander vernetzten, von einem denkbar lakonischen Erzähler präsentierten Figurenporträts sind zugleich milieutypisch und, in ihrer unterdrückten, kurz aufbrechenden und rasch wieder versickernden Emotionalität, stark individualisiert. Es sind allesamt Mini-Stories – Anderson ist ein Vater der amerikanischen Kurzgeschichte, lauter Geschichten der Ausweglosigkeit. Der Erzähler beschwört diese Welt von erotischer Frustration und religiösem Wahn, von sinnleerer Schufterei, Suff und Menschenhaß, in kunstvoll dünnen Worten, und im elementaren Nebeneinander meist knapper Hauptsätze. Ein farbigerer Wortschatz und eine reicher verästelte Syntax wären hier fehl am Platz, und der Übersetzer hält sich streng an diese Vorgabe. Hier eine kleine Kostprobe, aus dem Kapitel „Einsamkeit“:

Enoch Robinson glückte nie etwas. (*Nothing ever turned out for Enoch Robinson*). Er konnte recht ordentlich zeichnen, und in seinem Him verbargen sich viele seltsame Gedanken, die durch einen Malerpinsel womöglich zum Ausdruck hätten kommen können; doch er blieb immer Kind, was für seine weltliche Entwicklung von Nachteil war (but he

was always a child and that was a handicap to his worldly development) ... Das Kind in ihm stolperte ständig über Dinge (*The child in him kept bumping against things*).

...

Die unkalkulierbaren Zufälle des deutschen Verlagswesens brachten es mit sich, daß im selben Jahr eine weitere Übertragung desselben Klassikers erschien, von Mirko Bonn , einem ebenfalls erfahrenen Übersetzer, der hier keineswegs aus Konkurrenzgründen schlecht gemacht werden soll, denn auch seine Version scheint mir in vieler Hinsicht gelungen. Aber ein Textvergleich schärft die Augen für die stilistische Feinstruktur. Bonn  übersetzt die zitierte Stelle so:

 berhaupt wurde nichts aus Enoch Robinson. Er konnte bestimmt gut zeichnen und hegte verborgen in seinen Hirnwindungen auch viele merkwürdige Feinsinnige Gedanken (*he had many odd delicate thoughts hidden away in his brain*), die sich durch den Pinsel eines Malers wohl hätten ausdrücken lassen, doch blieb er immer ein Kind, und das hinderte ihn an jeder Fortentwicklung in der Welt ... Das Kind in ihm h rte nicht auf, sich an allen Dingen zu stoßen ... (179f.)

Man spürt, wie Bonn  die verbalen Kanten der Vorlage ein wenig glätten, ihre Schroffheit etwas verbindlicher machen möchte. Er tut dies durch zusätzliche Adverbien (* berhaupt, bestimmt*) und Adjektive (*an jeder Fortentwicklung an allen Dingen*), durch Literarisierung („hegte in seinen Hirnwindungen“ für *had in his brain*) und eine leichte Konventionalisierung („es wurde nichts aus Enoch“, „das Kind h rte nicht auf, sich an allen Dingen zu stoßen“). Ob man *delicate* mit ‚feinsinnig‘  bersetzen soll, scheint mir fraglich, aber ganz unterschlagen, wie es Schönfeld tut, sollte man wohl auch nicht.

Wie man vielleicht an dieser – von mir etwas pedantisch zerfieselten – Passage sieht, hat Andersons karger Stil seine eigene Eloquenz, zu der die überraschenden Metaphern wesentlich beitragen: *the child in him kept bumping against things*. Es sind meist kraß körperliche Bilder, passend für einen Ort, dessen Bewohner an unerfüllter Sehnsucht nach Berührung dahindarben und wo verzweifelt ausgesteckte Hände nicht ergriffen werden.

Schönfeld gibt diese Bildschocks eindringlich und konturenstark wieder, etwa das beunruhigend asymmetrische Augenpaar des Ortsarztes: „Das Lid des linken (Auges) zuckte; es fiel herab und fuhr hoch ... als wäre es eine Fensterjalousie und jemand st nde im Kopf des Doktors und spielte mit der Schnur“ (43); oder eine Seite später, als der Doktor im Gespräch aufgeregt die Finger aneinander reibt: „Je erregter er wurde, desto tiefer wurde das Rot an seinen Fingern. Es war, als wären die Hände in Blut getaucht worden und es wäre getrocknet und verblaßt“ (44).

Der Spannung zwischen der lakonischen Reihung von Aussages tzen und der elektrisierenden Metapher entspricht in gewisser Weise der Wechsel zwischen der leerlaufenden Alltagsroutine und den fiebrigen, folgenlosen Ausbruchversuchen der Winesburger, v.a. dann, wenn ihnen ein unerwartet intensives Erleben der Natur die trügerische Verheißung eines 'anderen' Lebens vorhält, von möglicher Fälle, wo bisher nur Leere herrschte. Auch diese erzählerische Fieberkurve hält der Übersetzer stilgenau fest, etwa bei der einsamen Frau, die in einer Regennacht das unabweisbare Verlangen überkommt, nackt durch die Stadt zu laufen und sich dem ersten besten in die Arme zu werfen:

„Ohne zu überlegen, was sie tat, rannte sie durch das dunkle Haus nach unten und hinaus in den Regen ... Seit Jahren hatte sie keine solche jugendliche Kühnheit in sich gespürt. Sie wollte springen und rennen, schreien, einen anderen einsamen Menschen finden und ihn umarmen...“ (129). Es wird nichts, es ist ein tauber Alter, wieder nur ein Mißverständnis. Oder der Farmarbeiter, der beim Leuchten der Abendsonne seinen Arbeitskittel abwirft:

„Die niedrigen Hügel waren alle mit Farben getuscht, und selbst die kleinen Buschgruppen waren erfüllt von Schönheit. Die ganze Welt schien Ray Pearson von etwas erfüllt zu sein ... Er ertrug es nicht. Auf einmal vergaß er, daß er ein stiller alter Knecht war; er warf den zerschissenen Mantel von sich und rannte übers Feld. Im Rennen schrie er einen Protest gegen sein Leben hinaus, gegen alles Leben, gegen alles, was das Leben häßlich macht“ (237).

Auch dieser emotionale Höhenflug endet in der Antiklimax: „Ray Person verlor den Mut, und das ist denn auch das Ende der Geschichte von dem, was mit ihm geschah.“ Auf ihre Weise ergeht es so auch der todkranken Elizabeth Willard, nachdem sie sich aus der letzten Umarmung ihres Lebens losgerissen hat: „Sie lief auf die Straße, und das Blut sang noch in ihrem Körper, doch als sie von der Main Street abbog ... begann sie zu zittern, und ihr schlotterten die Knie, sodaß sie einen Augenblick lang dachte, sie fiel auf der Straße hin“ (263).

Die Charaktere werden nicht, wie bei Flaubert, aus klinischer Distanz betrachtet und unter psychologische Mikroskop gelegt. Die erzählende Stimme gibt sich zwar unbeteiligt, aber die Geschichten sind allesamt, aus einem Gefühl der Trauer über soviel ungelebtes Leben, elegisch getönt. Einen Schlüssel zu ihrem Verständnis gibt uns der Erzähler selbst, wenn er über eine der ersten Stories sagt, sie sei „köstlich wie die verwachsenen kleinen Äpfel in Winesburgs Obstgärten ... In einer kleinen runden Stelle außen am Apfel hat sich dessen ganze Süße gesammelt. Man läuft über den gefrorenen Boden von Baum zu Baum, pflückt die schrumpeligen, verwachsenen Äpfel und füllt sich damit die Taschen. Nur wenige kennen die Süße der verwachsenen Äpfel“. (26f.)

Eike Schönfeld hat das Verwachsene und das Süße an diesen nur scheinbar glanzlosen Geschichten liebevoll bewahrt, auf Deutsch wieder sichtbar gemacht und gezeigt, daß Übersetzung eine Form der Nachreife exemplarischer Texte ist –in diesem Fall von der unschrumpeligen Sorte. Dafür haben wir ihm zu danken, und es ist hochehrfrohlich, daß dieser Dank auch einmal in materieller Form abgestattet wird. Ganz herzlichen Glückwunsch!